



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

### **Von Leben und Arbeit eines deutschen Erziehers**

**Lietz, Hermann**

**Veckenstedt am Harz, 1922**

Kampfjahre

**urn:nbn:de:hbz:466:1-31086**

Kampfjahre.

15\*





cht Jahre stiller Arbeit und stetiger Fortentwicklung lagen hinter uns. Am Harz, in den Thüringer- und Rhönbergen waren drei stattliche und traute Heime aufgebaut und eingerichtet, in denen eine frohe Kinder- und Jünglingschar heranwuchs. Am fernen Bodensee, an Deutschlands Südgrenze, in Gaienhofen, reifte unter Leitung einer gleichgesinnten, getreuen Freundin in ähnlicher Weise eine Schar von Mädchen heran, mit denen unsere Jungen auf Reisen und bei Besuchen gute Kameradschaft pflegten. Auf der anderen Seite des Untersees, in Glarisegg bei Steckborn, wurde auf Schweizerboden in uns verwandtem Sinn von zwei ehemaligen Mitarbeitern gearbeitet. Im Bayernlande am Ammersee war auch ein Heim nach unserm Vorbild entstanden. Und nicht nur im Vaterlande, sondern auch im Auslande — in Polen, Rußland, Skandinavien, den Vereinigten Staaten — wurden ähnliche Bestrebungen verwirklicht. Eine starke Bewegung war in der eingeschlagenen Richtung entstanden, die zahlreiche Freunde zählte.

Da kamen Zeiten, in denen alles vernichtet zu werden schien; Zeiten der Entzweiung, in denen dreimal nacheinander Mitarbeiter und zahlreiche Schüler aus den Mutterheimen schieden, neue Anstalten gegründet wurden und zwar keineswegs in einem den Heimen freundlichen Sinn. In offenen und ver-

steckten Schriften und Artikeln sowie in Versammlungen, in denen ich nicht zugegen war, erhob man schwere Vorwürfe gegen mich und die Meinen, so daß manche an uns irre wurden. Dazu kamen zu fast der gleichen Zeit drei verheerende Brände, die einen guten Teil des kurz zuvor erst Vollendeten vernichteten und neuen schweren Schaden bedeuteten. Ich selbst erlitt damals mehrere Anfälle, aus denen ich nur mit knapper Not mit dem Leben davontkam. Gar mancher gab damals die Sache der Heime wohl schon verloren. Dennoch hat sie alles überstanden, ist sie nach diesen Prüfungen fester und stärker geworden denn zuvor.

Wie kam dies alles? Wie ist es zu verstehen?

Offen gestanden, am liebsten würde ich kein Wort über all diese Dinge und die dabei in Betracht kommenden Personen verlieren! Denn sie erwecken in mir nur schmerzliche Erinnerungen. Darum hab' ich während der vergangenen Jahre — bald 10 find's — vermieden, von ihnen zu sprechen, zu schreiben, an sie zu denken. Jede Gereiztheit und Bitterkeit über alles damals Erlebte liegt mir fern, und zu meiner Verteidigung brauche ich mich nicht zu rühren. Meine Rechtfertigung ist mein Werk, meine bald zwanzigjährige Arbeit an den Heimen. Wem dies nicht genügt, an dessen Vertrauen ist mir nichts gelegen. Noch weniger hab' ich das Bedürfnis oder Verlangen anzuklagen. Von jeher hab' ich darauf verzichtet. „Respice finem“ erschien mir immer als hoher Weisheit Spruch. Und positive Arbeit für die Sache war mir immer wertvoller als persönliche Zänkereien.

Wenn aber hier die Geschichte der Heime, der Verlauf und die Gründe ihrer Entwicklung dargestellt werden sollen, sind diese Dinge nicht zu umgehen. Versuchen will ich, sie lediglich vom geschichtlichen und sachlichen Standpunkt

aus, alles Persönliche nach Möglichkeit ausschaltend, zu erzählen.

Ihre Entstehung und Entwicklung verdankten die Heime bestimmten Ideen, die ich von Anfang an formuliert und durch die Tat vertreten habe. Viele von ihnen waren und sind nicht neu. Für Ähnliches hatten Basedow, Pestalozzi, Froebel, Salzmann gelebt und gelitten. Aber von deren Geist und Tat war im heutigen deutschen Alumnatswesen wenig mehr zu verspüren. Berechtigungswesen, Pressen, vielerlei fordernde Lehrpläne, Pensionsrückichten und andere Anzeichen einer materiellen Zeitströmung hatten dem Erziehungswesen eine andere Prägung verliehen. Wirkungslos waren die Klagen eines Lagarde und manches anderen ernstern Denkers und Volksfreundes verhallt. Mein Versuch, von der Mahnung zur Tat zu schreiten, hatte viel Begeisterung und Zustimmung erweckt. Vor allem in den Kreisen der Eltern und der Kinder selbst, auch vieler, die im pädagogischen Beruf entweder schon tätig waren oder sich ihm zu widmen beabsichtigten. Wer auf Grund unseres Programms mit uns arbeiten wollte, den hieß ich willkommen, soweit Arbeitsmöglichkeit für ihn vorhanden war, und gab ihm Gelegenheit zu zeigen, was er konnte. Soweit irgend möglich, ließ ich jedem seine Freiheit, denn Bevormundung und Einengung von Erwachsenen erschienen mir, zumal bei solchem Werk, noch verfehlter als die der Jugend.

Von den Arbeiten der Gründung, des Aufbaues, der Einrichtung dreier Heime, von vielem Unterricht, Verwaltungsarbeit, einem umfangreichen Briefwechsel in Anspruch genommen, konnte ich mich nicht so sehr jedem einzelnen Mitarbeiter widmen, wie es wohl wünschenswert gewesen wäre. Jedem legte ich nahe, sich an mein Programm und meine Arbeit selbst und die der besten Mitarbeiter zu halten.

Aus der Entstehung des zweiten und dritten Heimes, die voneinander und vom ersten räumlich weit getrennt waren, erwachsen naturgemäß zahlreiche Schwierigkeiten, die guter Wille allein nicht aus der Welt schaffen konnte. Wie sollte ich es fertig bringen, alles Wichtige an zwei, drei Plätzen selbst auszuführen? War's nicht notwendig und natürlich, daß sich die Heime in gewisser Weise verselbständigten, daß der Zusammenhang zwischen den dreien schließlich ein etwas äußerlicher und loser wurde? Wie war das zu vermeiden?

Größere räumliche Nähe der Heime hätte den Zusammenhalt ja sicher bedeutend erleichtert. Doch daran war wenigstens vorläufig nichts mehr zu ändern. Wenn ich meine vielseitige Hauptwirksamkeit in einem Heim aufgegeben, meine Zeit und Kraft möglichst gleichmäßig allen dreien gewidmet hätte, dann wäre es mir schon möglich gewesen, alle wichtigen Dinge in allen dreien zu übersehen und die innere wie äußere Einheit zu wahren. Später habe ich diesen Weg mit gutem Erfolg eingeschlagen. Aber damals war's mir persönlich wenig angenehm, mich zeitweise immer wieder von dem mir zuletzt lieb gewordenen Platz und einer stetigen Wirksamkeit zu trennen. In jenen Entstehungsjahren, in denen fast täglich Neues anzuordnen und auszuführen war, mußte ich auch möglichst bei ständig im jeweilig jüngst gegründeten Heim bleiben. Wenn ich an den anderen Plätzen hingebende, treue Freunde als stellvertretende Leiter gehabt hätte, dann wäre ja nichts zu befürchten gewesen.

Hat es wohl jemals eine in irgend einer Beziehung bedeutsame Bewegung gegeben, aus der nicht bald allerlei Spaltungen, Kämpfe, Entzweiungen hervorgingen? Auf pädagogischem Gebiete braucht man sich nur an Pestalozzi's Schicksal zu erinnern. Fast stets geht die Entwicklung folgende

Bahn: einen vorhandenen Notstand sucht ein Mann, eine Bestrebung durch Schaffung eines vom Herkommen abweichenden Neuen zu bekämpfen und zu beseitigen. Nicht lange wird's dauern und das reformatorische Wollen wird überboten. Der ernstliche Versuch, ans geschichtlich Gewordene anzuknüpfen, wird aufgegeben. Die berechtigte Abwehr solchen ungeschichtlichen und unrealistischen Vorgehens führt nun häufig in weiten Kreisen zu einem um so engeren Anschluß ans Bestehende, Veraltete, so daß die redliche, gemäßigte Reformarbeit um die Früchte ihrer Wirksamkeit betrogen wird. Solche Entwicklung von Ideen würde jedoch immerhin anregend und befruchtend sein. Leider aber vollzieht sie sich zumeist in der Form heftiger persönlicher Auseinandersetzungen. Leidenschaftliche Angriffe und Verteidigungen, Herabsetzungen, Verdächtigungen bleiben nicht aus. Unter dieser Vermischung des Sachlichen mit Persönlichem hat schon manches ideell Wertvolle gelitten.

Herkommen und herrschende Formen hatte ich in mancher Beziehung verlassen. Neue Bahnen wohl in großen Zügen, aber nicht in allen Einzelheiten vorgezeichnet. Eine feste Überlieferung hatte sich noch nicht gebildet. Persönliche Schüler waren noch nicht als Mitarbeiter vorhanden. Was sollte werden, wenn meine Stellvertreter in meiner Abwesenheit über die von mir gewollte Reformrichtung weit hinausgingen, die von mir gezogenen Schranken — z. B. dem Staat, der Kirche, dem Bestehenden und geschichtlich Gewordenen gegenüber nicht mehr anerkannten? Wer sich einmal von den Fesseln des Herkommens gelöst hat, kann sehr leicht auf abschüssige Bahn geraten. Wenn mein Einfluß solche abweichende Entwicklung nicht mehr verhindern konnte, blieb doch nur übrig, das innerlich entfremdete Heim sich von den übrigen auch äußerlich loslösen zu lassen oder die Persönlichkeiten zu entfernen, die es in



diese Bahnen gelenkt hatten. Dabei war alsdann Kampf und Auseinandersetzung kaum zu vermeiden. — Zu ähnlicher Trennung mußten auch ganz entgegengesetzte Gründe führen: Unentschlossenheit oder Unfähigkeit, echte Reformarbeit zu leisten. Solche Entwicklungen hatten in diesen Jahren die Heime, die ich Mitarbeitern anvertraut hatte, durchzumachen.

\* \* \*

Als ich nach Haubinda übergesiedelt war, geriet der von mir mit der Leitung meines Ilfenburger Heims Beauftragte sehr bald in heftigen Gegensatz zur vorgesetzten Behörde. Der Grund lag vor allem in seiner schroffen Stellung zur Kirche. Die Kirchen- und Schulregierung der Grafschaft wollte das Ilfenburger Heim schließen, falls er nicht abberufen würde. Es blieb mir nichts anderes übrig, als dieser Aufforderung zu folgen, zumal ich der Behörde nicht unrecht geben konnte.

Damals war die Zahl meiner Mitarbeiter noch klein. Ich mußte darauf bedacht sein, Männer, die sich bei uns eingearbeitet hatten, dem Heim zu erhalten. So ermöglichte ich jenem Herrn zwar nicht als Mitleiter, wohl aber als Lehrer in Haubinda weiter tätig zu sein, zumal ich hoffte, daß unter meiner Leitung die früheren Schwierigkeiten beseitigt werden könnten. Das war auch der Fall, solange ich in Haubinda war. Bei meiner Übersiedelung nach Bieberstein betraute ich mit meiner Stellvertretung in Haubinda einen Mann, mit dem ich seit meinen letzten Hochschuljahren befreundet gewesen war. Zwar hatte er nur kurze Zeit im Heim gearbeitet, war auch kränklich; aber es stand mir kaum ein anderer für diese Stellung zur Verfügung. Ich hoffte in engem Zusammenhang mit diesem Freunde arbeiten zu können. Bald aber hatte jener ehemalige Leiter Ilfenburgs den entscheidenden Einfluß in

Haubinda gewonnen. In politischer, kirchlicher, erzieherischer Richtung nahm das Heim eine Entwicklung, die ich nicht mehr billigen konnte und die wegführte von dem, was mir selbst in den Heimen maßgebend erschienen war. Bei aller Freiheit der Arbeit und im ernstesten Bemühen, der Schulreform zu dienen, wollte ich den Zusammenhang mit dem geschichtlich Gewordenen und die Anerkennung des bestehenden Staates doch keineswegs aufgeben. Auf Umsturz hinielende politische und kirchliche Bewegungen billigte ich durchaus nicht. Staat und Kirche waren und sind für mich der uns gegebene Grund und Boden, der zwar beständiger, gründlicher Arbeit bedarf, aber nicht verlassen werden soll. Unduldsamkeit lag mir gleichwohl fern. Denn vereinzelt stellte ich auch Männer an, die in kirchlich-politischer Richtung weit von mir abwichen. Freilich, jede propagandistische Tätigkeit im antikirchlichen und antistaatlichen Sinne in den Reihen der mir anvertrauten Jugend mußte ausgeschlossen sein. Denn nur das darf der Jugend geboten werden, was von ihr nachgeprüft werden kann oder unanfechtbar geistiges Gesamteigentum der Nation ist. Unter solcher Voraussetzung hatte ich z. B. einen tüchtigen sozialdemokratisch gerichteten Pädagogen aufgenommen und so der Schule, dem Staate und ihm selbst gedient. Er bekam Gelegenheit zu positiver Arbeit, verzehrte sich nicht in unfruchtbarem Groll gegen die Behörden, die seinem Talent keine Wirkungsmöglichkeit gaben, wurde gemäßigter und besonnener und leistete Gutes. Später wurde er an einer öffentlichen Schule angestellt.

Anderes aber handelte der Mann, der den führenden Einfluß in Haubinda gewonnen hatte. Mußte ich ihn schon seiner Ilfenburger Stellung entheben, so bedurfte seine Haubindaner Wirksamkeit auch bald einer Einschränkung: ich konnte die Verantwortung für seinen Religionsunterricht nicht übernehmen

und mußte ihm diesen entziehen. Seit meiner Übersiedelung nach Bieberstein war er immer weniger zur notwendigen Zurückhaltung geneigt. So nahm das Heim einen Charakter an, der meinen Grundsätzen in vieler Beziehung zuwider lief.

Es wurde notwendig, eine Änderung herbeizuführen, einen anderen Leiter, der den von mir nicht gewünschten Einflüssen besser Stand zu halten wußte, einzusetzen. Unter meinen damaligen Mitarbeitern glaubte ich aber keinen zu haben, der erfolgreich Haubinda leiten oder an seinem Platze entbehrt werden könne. Ich selbst hielt mich in Bieberstein für unabkömmlich. So übergab ich Haubinda einem Manne, der sich im öffentlichen Alumnatswesen Vertrauen erworben, zur Mitarbeit bei mir angeboten hatte und durchaus im Sinn der Heime zu wirken versprach. Um den wirtschaftlichen Betrieb der Heime zu vereinfachen und zu sichern, wurde auf Wunsch dieses Herrn Haubinda an ihn verpachtet. Die erzieherischen Aufgaben des Heims sollten unter diesem rein wirtschaftlichen Verhältnis in keiner Weise leiden. Den Lehrern und anderen Angestellten Haubindas war's völlig freigestellt worden, ob sie am L. E. S. weiter arbeiten wollten oder nicht. Falls sich meine Erwartungen nicht erfüllen sollten, hatte ich auf Grund meines Kündigungsrechtes volle Freiheit zu handeln.

Was anders konnte auf der weiten Welt für diese meine Entscheidung und Handlungsweise maßgebend sein, als Verantwortlichkeitsgefühl und Rücksicht auf die mir anvertraute Jugend und das von mir geschaffene Heim? Suchte ich mich etwa zu bereichern? Die Pacht betrug kaum soviel als die Summe der Zinsen und Steuern, die für Haubinda aufgebracht werden mußten. In Übereinstimmung mit dem damals entstandenen Kuratorium der Heime, mit Männern, deren Einsicht und Lauterkeit über jeden Zweifel erhaben war, hatte ich meine Entscheidung getroffen.

Von meinen Widersachern, den Haubindaner Herren, wurde sie zum Anlaß genommen, mich in jeder Weise herabzusetzen, die Eltern aufzufordern, die Kinder aus meinem Heim fortzunehmen und in die von jenen beiden Herren zu gründende Schule zu schicken. Die Schüler wurden gegen mich aufgestachelt. Bei nicht wenigen, Schülern sowohl als auch Eltern, hatte diese Propaganda Erfolg. War ich doch seit zwei Jahren nur in loser Verbindung mit dem Haubindaner Heim. Ich spürte zunächst nur, wie irgend etwas — ich wußte nicht was — gegen mich im Werk war; ein unsichtbarer Feind, dessen Gegnerschaft man fühlt, aber den man nicht packen kann. Abnehmendes Vertrauen, zunehmende Scheu, Heimlichtuerei machten sich geltend. Und was kam schließlich zu Tage? Ein umfangreiches Pamphlet war verfaßt und an zahlreiche Glieder unseres Kreises „vertraulich“ versandt worden. Die ungeheuerlichsten Beschuldigungen wurden darin von jener Seite gegen mich erhoben. Dieser Anschlag wurde mir kund. Ruhig wartete ich das Weitere ab. Erst nach vielen Monaten hielt es einer meiner Freunde für seine Pflicht, mir jene Schmähschrift zu zeigen.

In Veröffentlichungen und zahlreichen Vorträgen wurde seitdem von jener Seite her mein Werk und meine Person Jahr für Jahr geflissentlich herabgesetzt. Was sollte ich tun? Gab's jenen gegenüber eine andere Antwort als Schweigen, gemäß dem Griechenwort „Des Mannes Richter ist die Zeit“? Es mangelte mir stets an Zeit und Neigung, in jene Arena der Schmähsucht und der eitlen Selbstberäucherung hinabzusteigen.

Meine Hoffnung, mit dem in Haubinda eingesezten Herrn eine Wiederherstellung des Heims in meinem Sinne

---

durchführen zu können, erfüllte sich leider nicht. So zögerte ich nicht, schon nach 1 $\frac{1}{2}$  Jahren Weihnachten 1907 eine Trennung herbeizuführen, obwohl mir neue Schwierigkeiten und Gefahren daraus entstehen mußten.

\* \* \*

In einem der früheren Jahrbücher der Heime findet man ein Bild, das eine Feuerwehrrübung im Ilfenburger Heim darstellt, mit der Unterschrift: „Feuer im L. E. S.“ Da möchte man an die Warnung denken „Male den Teufel nicht an die Wand!“

Schon als Junge war ich besonders in den Ferien auf dem Lande gern dabei gewesen, wenn zum Feuerlöschen in der Umgegend losgefahren wurde. Vor allem beim Gewitter. Da schnell den Fuchs gesattelt und im Galopp zum Feuer geritten! In den Heimen hatte ich mehrmals das Aufkommen von Feuer erlebt, aber jedesmal im Entstehen zu löschen gewußt. Unvergeßlich wird mir ein Fall bleiben. Ich schlief oben auf einem Balkon meines Biebersteiner Turmzimmers, auf dem anderen ein Schüler, Alchim Schmidt. In der Nacht entstand Feuer, da man den Ofen des großen Raumes überheizt hatte. Ich schlief so fest, daß ich nichts vom Flammenschein und Knistern um mich herum merkte. Alchim aber wachte auf, sah, wie die Flammen bereits das Holz des Dachstuhl's ergriffen hatten und zum Dach herauschlugen. Er weckte mich. Ich schickte ihn mit der Weisung aus, die Jungen des darunter liegenden Stockwerkes mit ihren gefüllten Wasserkannen herbeizuholen. Mit jenen zusammen löschte ich den Brand, während die übrigen ruhig schliefen.

Leider war ich aber nicht zugegen, als in jedem der drei Heime kurz nacheinander verheerende Brände ausbrachen.

Auch hierbei fing's in Haubinda an. Eine große, mit Getreide gefüllte Scheune und ein kurz zuvor neu daran gebauter Viehstall brannten leer. Der Viehstall war noch unverfichert. Die Entschädigung für die Scheune blieb weit hinter den Wiederherstellungskosten zurück.

Im November 1906 brannten im L. E. S. Ilfenburg der neu ausgebaute Zeichensaal, Werkstätten, ein Familienhaus und ein Teil der Wirtschaftsgebäude nieder. In der Morgenfrühe hatte ich in Bieberstein die telegraphische Nachricht erhalten. Am Abend traf ich in Ilfenburg ein. Mit wenigen Getreuen, zeitweise allein, hatte ich noch zwei Nächte hindurch gegen die weitere Ausdehnung des Feuers, das durch den in die glimmenden Heumassen blasenden Sturm angefacht wurde, anzukämpfen. Dann begann ich sofort die Neubauten. Die Reste der alten Hofgebäude ließ ich niederlegen und einen größeren, schöneren Hof getrennt von den Schulgebäuden, etwa 200 Meter nördlich, errichten. Der alte Schulhof wurde erweitert, ja ein ganz massives Unterrichts- und Schülerwohnhaus gebaut und zwischen beiden, dort, wo die alten Wirtschaftsgebäude gestanden hatten, eine große Turnhalle, Wäscherei, Baderaum, Dampfheizung, Bäckerei. Natürlich überstiegen die Kosten dieser Neubauten und Neueinrichtungen die Versicherungssummen für die Brandschäden bedeutend, um mehr als 100 000 Mark. Aber durfte ich zaudern, für meine Schüler das zu schaffen, was ihre Sicherheit und Wohlfahrt erforderte? Etwa fünf Monate später kam es noch schlimmer.

In Haubinda hatte ich Neujahr 1908 selbst wieder die Leitung übernommen. Verhältnismäßig schnell wuchs die Schülerzahl und ich hatte viel Freude, am alten Plaze zu wirken. In Bieberstein vertrat mich Herr Wunder, der mir in den kritischen Sommertagen 1906 treu zur Seite gestanden hatte.

Etwa alle 14 Tage wanderte oder fuhr ich nun von Haubinda nach Bieberstein, um mich dort umzuschauen und Unterricht zu geben. Zumeist begleiteten mich ein oder mehrere Jungen dabei. Auf einer solchen Wanderung über die Frankenheimer Höhe erzählte ich meinem kleinen Begleiter Erich Meißner von einem Heim, wie ich's mir gerade in dieser Zeit schmerzlicher Erfahrungen dachte und wünschte. Damals ist der Gedanke vom „Heim der Hoffnung“ in mir lebendig geworden, den ich dann in einem kleinen Büchlein ausführte.

Ein anderes Mal, am Nachmittag des 1. Mai 1908, war ich wieder von Haubinda nach Bieberstein gefahren, diesmal in einem gemieteten Auto. Mein kleiner „Pferdefreund“, Walter Philippi, war mit mir. Durch einen Autoschaden war unsere Fahrt verzögert worden. Von der Mülseburghöhe aus mußten wir in fast undurchdringlichem Nebel fahren. Merkwürdig! Obwohl es 12 Uhr nachts sein mochte, kamen zahlreiche Menschen auf der Landstraße von der Richtung Bieberstein her. Mit Mühe kamen wir den ziemlich steilen Biebersteiner Berg hinauf. Wir mochten noch 150 m vom Schloß entfernt sein, da trafen wir im Walde mehrere Schüler. „Woher und wohin?“ „Wir wollen in Hofbieber schlafen gehen.“ „Was fällt euch ein?“ „Schloß Bieberstein ist ja abgebrannt.“ „Das kann nicht sein!“ Im dichten Nebel war noch immer nichts zu bemerken. Wir stürzten weiter. Da, beim Tennisplatz angekommen, schauten wir's: Das ganze Dachgeschloß niedergebrannt! Die riesigen nackten Schornsteine einsam auf ihm emporragend. Die Flammen auf allen Teilen der Bodendecke. Mein Turmzimmer mit Bücherei, allen Manuskripten, Ausarbeitungen, Briefen, ebenso wie alle Schülerzimmer oben völlig zerstört. Dichte Menschenmassen ums Schloß und auf dem Schloßhof!

Da galt kein Besinnen und Warten! Was noch geschehen konnte, mußte sofort geschehen. Alle überflüssigen Gaffer aus der Umgegend wurden sofort von mir entfernt. Schon waren alle Wasserbassins geleert. Darum schnell das Göpelwerk im Garten angestellt und Wasser heraufgepumpt! Die Pferde hatte man aber weggeschickt aus Sorge darum, daß das Feuer auch die Stallungen ergreifen könne. So mußte man schleunigst Pferde zum Pumpen herbeiholen. Auf dem ganzen weiten Dachboden lagen die brennenden und glimmenden Balken des zusammengestürzten Daches umher. Kein Zweifel: Wenn diese rechtzeitig vom Boden auf die Erde niedergestoßen worden wären, dann hätten nicht bloß die Außenmauern, sondern auch alle Innenräume des Schlosses unter dem Dachgeschoß gerettet werden können. So war's uns auch beim Ilfenburger Brand, bei einem viel leichter gebauten Fachwerkhaus gelungen. Der Schloßbrand war schon bald nach Tisch ausgebrochen. Man hatte sich hauptsächlich aufs Wegbringen der Sachen aus den mittleren Stockwerken in die gewölbten Kellerräume beschränkt. Nun war der Boden des Dachgeschosses schon an mehreren Stellen durchgebrannt. Trotzdem ging ich mit den Handwerkern und Arbeitern der Umgegend und Freiwilligen aus der Schülerzahl sofort an die Arbeit. Wohl zwei Tage und Nächte hindurch haben wir uns mit Anspannung aller Kräfte den Elementen entgegengeworfen. Manches wurde gerettet. Noch mehr aber ging verloren. Nur nicht der Mut und nicht alle Freunde. Unser lieber Professor Hans Spemann kam aus Würzburg, um uns zu helfen und brachte mich mit List für einige Stunden in den „Apostelkeller“ zum Schlaf. Von Harzburg kam auch schon mein Baumeister vom Ilfenburger Heim. War doch durch die Zeitungen die Kunde



vom Brand überallhin in die Heimat getragen worden. So gab's denn nicht bloß zu löschen. Unter Rauch und Flammen entwarfen wir zusammen bereits die Pläne für den Wiederaufbau. Die Ecken des Schlosses sollten turmartig um ein Stockwerk erhöht werden. Die oberen Decken sollten aus Beton und alle Zwischenwände massiv und unzerstörbar gebaut, alle Flügel durch starke Brandmauern voneinander getrennt, die alten Ramine mit den Holzbalken niedergelegt und neue gebaut werden, damit uns nicht zum zweiten Male solch Unglück treffen könne. Etwa 100 Mann aus der Gegend gingen unverzüglich ans Werk, 6 Pferde wurden gekauft, um alle Materialien herbeizuschaffen. Am 1. Oktober, in fünf Monaten also, war alles so gut wie vollendet, obwohl der quadratische Bau eine Frontlänge von  $4 \times 42$  m, eine Höhe von über 15, eine Tiefe von etwa 12 m hat. Wir ließen den Bau noch besser austrocknen und zogen zum Beginn des neuen Jahres ins neue Schloß.

War's nicht gut, daß wir den uns liebgewordenen Platz in Treue standhaft behaupteten? Seltsam. Bald nach dem Brande hatte ich von einem guten Freunde der Heime, dem Abgeordneten R. Schrader, einen Brief des Inhalts erhalten: der Abgeordnete von Fulda Herr M. rate dringend, Bieberstein nicht wieder aufzubauen. Wasserversorgung, Feuergefährlichkeit, Kostenaufwand usw. sprächen dagegen. Die Feuerversicherung werde mir gestatten, wo anders zu bauen. Für dies rege Bemühen, uns aus der Gegend zu schaffen, war ich ja Herrn M. sehr dankbar, aber leider konnte ich ihm den Gefallen nicht erweisen. Die Rhön und Bieberstein hatten's mir nun einmal angetan. Mochte kommen, was da wollte, der Platz durfte nicht aufgegeben werden.

Wo sollten zunächst unsere Biebersteiner Jungen bleiben? Noch stieg der Rauch aus Biebersteins Trümmern zur Höhe; da fuhren die meisten schon zu Rad, im Rucksack die geringe, gerettete Habe tragend, über die Höhen auf Haubinda zu. Am Abend folgte ich mit den letzten im Auto. Nicht so leicht werde ich die Nachtfahrt übers Gebirge vergessen. Ein starkes Gewitter brach los. Als uns auf der Milseburg-Höhe die Blitze umzuckten, sprang unser Kraftfahrer vom Wagen und warf sich in den Chauffeegraben. Da gab's doch für uns Trauernde, vom lieben Platz Scheidende zum erstenmal wieder etwas zum Lachen. Mit Mühe brachten wir jenen aus dem Graben und das Auto wieder in Gang.

Der Brand Biebersteins war wie der in Ilfenburg und Haubinda mit großen Verlusten verbunden. Neu Ausgebautes war noch nicht versichert gewesen. Die geringen Entschädigungen reichten auch hier natürlich bei weitem nicht aus für den erweiterten, möglichst feuersicheren Neubau. Viele hielten den finanziellen Zusammenbruch der Heime für unabwendbar. Dazu kamen die Wirkungen des literarischen und rednerischen Feldzugs ehemaliger Mitarbeiter. Das Beispiel ihrer äußeren Erfolge lockte und fand nun gelehrige Schüler.

Über die Einzelheiten kann ich mich sehr kurz fassen, zumal es sich ja in der Hauptsache nur um Nachahmung eines gegebenen Beispiels handelte. Der Unterschied bestand nur darin, daß zwei Jahre zuvor die Herren in Haubinda die Verpachtung wenigstens noch als Vorwand hatten ausnutzen können, daß aber die im L. E. S. Ilfenburg im Herbst 1908 nicht einmal den Schatten des Rechtes gegen mich ins Feld führen konnten. Mein dortiger Stellvertreter hatte sich mit meiner Zustimmung einige ihm befreundete Männer seiner kirchlichen Gruppe als Mitarbeiter herbeigeholt. Nach allen seinen Äußerungen mußte

ich annehmen, daß er und jene Herren im besten Einvernehmen mit mir ständen, hatten sie doch auch nur Freundlichkeit von mir erfahren. Noch war das Ilfenburger Heim im Bau begriffen. Das große Landgut Haubinda, auf dessen Boden so mancher Schweißtropfen gefallen und das ich in 7 Jahren in jeder Weise zu verbessern und zu verschönern gesucht hatte, hatte ich im Sommer 1907 zum größten Teil verkaufen müssen. Ein großer Schmerz für mich, nicht, weil damit ein Besitz verloren ging, der mir lieb geworden war und an den ich viel Arbeit gewandt hatte, sondern weil nunmehr manche frohe Hoffnung auf Erweiterung meines Werkes begraben werden mußte. Der Viebersteiner Brand war gefolgt. Jetzt kamen die, von denen ich treues Mutharren im Unglück erwartet hatte, um die kritische Lage gegen mich auszunutzen. Zunächst forderte mein Stellvertreter mich auf, ihm das Heim zu verpachten. Das lehnte ich rundweg ab nach den Erfahrungen, die ich damit in Haubinda gemacht hatte. Auch Verkauf kam für mich nicht in Betracht. Zwar lag mir sehr wenig an persönlichem Besitz. Aber ich hatte und habe mit den Heimen ganz anderes im Sinn. Sie sollten als öffentliche Stiftung der Allgemeinheit zugute kommen. Um sie in dieser Weise verschenken zu können, wollte ich sie durch ehrliche, angestrengte Arbeit erst möglichst schuldenfrei gemacht haben. Also Verkauf des L. E. S. Ilfenburg kam bei mir überhaupt nicht in Frage. Da trat man mit der Forderung an mich heran, ich solle noch eine weitere Klasse (IIIb) in Ilfenburg errichten und Schüler dort lassen. Und als ich mich schwerwiegender Gründe halber nicht dazu zwingen lassen wollte, versandten die Herren hinter meinem Rücken eine ähnliche Drucksache an die Eltern, wie sie zwei Jahre zuvor von Haubinda ausgegangen war, des Inhalts, man möge ihnen die Kinder für ein neues Heim an-

vertrauen, denn sie nach Haubinda zu lassen, sei nicht zu ver-  
antworten.

Seit Monaten leitete ich damals Haubinda persönlich, arbeitete dort unablässig. Nachdem ich die Heime gegründet, ausgebaut, allem Unglück und allen Schwierigkeiten zum Trotz 10 Jahre hindurch geleitet hatte, nachdem deutliche Erfolge meiner Fähigkeit als Erzieher vor aller Augen lagen und Anerkennung gefunden hatten, wurde von angestellten Lehrern meines Heims, die fast alle ohne Erfahrung gekommen, jedenfalls alle erst diese Art des Alumnatswesens durch mich kennen gelernt hatten, mir öffentlich dies Zeugnis ausgestellt! Der Zweck war ja mehr als durchsichtig. Wenn der eigene Glaube an die schmähende Beurteilung meines Wirkens bei jenen Männern vorhanden war, mußte er über Nacht gekommen sein. Von irgendwelchem Recht zu solchem Verfahren war jedenfalls keine Spur vorhanden. Durch Erfahrung belehrt, zögerte ich nicht mehr, wie zwei Jahre zuvor in Haubinda, sondern reiste mit einigen Getreuen nach Ilfenburg und wies die drei Herren schnell aus dem Heim heraus, dem sie die Treue gebrochen hatten.

Wenn ich früher ins L. E. S. Ilfenburg gekommen war, und ebenso in allen späteren Jahren, so oft ich dahin zurückkehrte, sprangen mir die Schüler jubelnd entgegen, so daß ich dort in allem Leid an den Kleinen immer wieder froh werden konnte. Als ich damals Ilfenburg betrat, gingen mir meine Kleinen scheu aus dem Wege. Das schmerzte mehr als alles andere zusammen genommen. Und die Eltern? In den „Roten Forellen“ in Ilfenburg fand eine Versammlung von ihnen statt, bei der alle in der Angelegenheit Beteiligten zugegen waren. Rückhaltslos sagte ich den Herren ins Gesicht, was ich über ihr Verhalten auf dem Herzen hatte. In einem Beschluß sprachen die anwesenden Eltern mir ihr Vertrauen aus.

---

nicht wenige dachten doch so, wie ein Geistlicher, der mir schrieb: „Jene Herren haben unsere Kinder bisher unterrichtet. Mag ihr Verhalten auch unrecht sein. Wechsel im Unterricht ist schädlich. Jeder ist sich selbst der Nächste: also lasse ich meinen Sohn bei jenen.“

Daß jene der L. E. S.-Sache abtrünnigen Mitarbeiter Ehrgeiz besaßen und den Wunsch hegten, ein eigenes Heim zu leiten, nachdem sie Eigenart und Vorzüge eines solchen bei uns kennen gelernt hatten, habe ich ihnen nie verdacht. Die Welt ist ja weit genug und viele Schulen haben in ihr friedlich Platz nebeneinander.

Stets habe ich mich gefreut, wenn sich ehemalige Mitarbeiter oder Freunde einen eigenen selbständigen Wirkungskreis geschaffen haben. Stets habe ich's unterstützt so gut ich konnte, niemals gestört. So waren die Heime Glarisegg, Wannsee-Gaienhofen, Schondorf, Sieversdorf und andere entstanden. Auch dagegen hatte ich mich nie gewandt, daß zahlreiche den Namen Landerziehungsheim benutzten, um auf pädagogischem Gebiet bessere Geschäfte zu machen, daß in den Zeitungen plötzlich Anzeigen unter dieser „Firma“ auftauchten, ohne daß ich mit dem Empfohlenen das Geringste zu tun hatte. An ihren „Früchten“ mochten alle erkannt werden.

Aber für unentschuldig, ungerecht und unvornehm hielt und halte ich's, wenn „Erzieher“ die skrupellose Geschäftspraxis des rücksichtslosen materiellen Konkurrenzkampfes für ihre Gründungen sich zu eigen machten, wenn man eine eigene Schule zu gründen sucht, indem man, unter Benutzung jedes verfügbaren Mittels, Schüler der alten zu sich hinüberzieht; wenn man nicht Mut und Kraft genug besitzt, sein eigenes Werk auf eigenem Fundament zu bauen und ohne Stolz und Pietät das Material aus der Zertrümmerung des Mutterbaus

zu gewinnen sucht. Für solches Beginnen konnte ich nur Verachtung empfinden. Auf so begründetem Werk kann kein Segen ruhn. Ein schlechtes Zeichen für die Zeit, wenn es Förderer findet!

Glücklicher Weise gibt's ein Mittel, auch bitterstes Leid zu verwinden. Rastlose Arbeit. Das wandte ich an. In einer Hinsicht meintens jene Jahre gut mit mir. Reichliche Gelegenheit zu meiner Lieblingsarbeit neben der Erziehung gaben sie mir, zum Bauen und Pflanzen. Und das mitten unter meinen lieben kleinen Ilfenburgern. Bald waren wir alle wieder beste Freunde. Wohnte ich zuerst allein in meinem alten ehemaligen Zimmer, links vom Haupteingang, so bat doch bald einer nach dem andern, zu mir ziehen zu dürfen, und ich hatte kaum genug Platz für alle. Erwin Mathis war einer der ersten. Fuhr ich in die anderen Heime, dann wollte jeder gern mit mir. Beim Bau war's hier zunächst schneckenartig vorgegangen. Im Gegensatz zu dem viel später begonnenen, umfangreicheren und bereits vollendeten Biebersteiner Bau war man hier noch weit vom Einzug entfernt. Das wurde nun anders. Ich selbst übernahm die Leitung aller Arbeiten. In Haubinda vertrat mich Herr Volkert. Bald wurde das neue Schulhaus bezogen, konnten wir auch in der neuen Halle turnen, und neue liebe Schüler kamen an Stelle der uns genommenen.

Zu diesen Gefahren und Nöten mannigfaltiger Art kamen zwei lebensgefährliche persönliche Anfälle. Fast schien's als solle das Wort recht behalten: „Nie kommt ein Unglück allein.“

Beim Gartenbau in Bieberstein war's, einige Monate vor dem großen Schloßbrande. Einen großen Leiterwagen hatten wir sehr schwer beladen, nun mußte er vom Hofe in den Garten hinunter gefahren werden. Doch die Pferde waren auf dem fernen Felde. „So fahren wir ihn selbst den Berg hinunter!“ rief ich und ergriff mit einem Kameraden die Deichsel. Die übrigen

eilten an die Leitern und an die Bremse. Auf der steil abfallenden Straße kam der Wagen aber in heftiges Rollen. Bremse und Menschenkraft konnten ihn nicht mehr zurückhalten. Um sie vor Gefahr zu bewahren, rief ich den Jungen zu loszulassen, hielt aber selbst noch die Deichsel fest und versuchte, den Wagen zu steuern, bis jene in Sicherheit wären. Die Wucht und rasende Schnelligkeit der Fahrt riß mich jedoch zu Boden; ein Rad ging mir über den Leib und brach eine Rippe, das andere über die Füße. Schlimmer erging es dann einigen Bäumen. Von dem Anprall des Wagens wurden sie wie Halme zerbrochen.

Zwei Jahre später machte ich in Haubinda meinen Lieblingsprung über das quergestellte Pferd. Als ich nach dem Sprung meinen Körper wieder gerade streckte, empfand ich Schmerz am Rückgrat. Lange beachtete ich ihn nicht, obwohl er schlimmer wurde, bis ich mich nach Monaten kaum noch bewegen konnte. Ein Wirbel war aus der Reihe gesprungen. Das wurde aber von meinen acht ersten Ärzten nicht erkannt. Keine ärztliche Kunst schien mir helfen zu können. Zu den sich anbietenden „Gesundbetern“ aber hatte ich kein Vertrauen. So schien es in jenen Jahren, als sollten die Heime in Flammen aufgehen, die Schüler aus ihnen scheiden, ich selbst zum Krüppel werden und sterben. Das Unglück schien uns zu verfolgen.

Doch ich verzagte nicht, bot ihm die Stirn so gut ich konnte. Auf einsamen Radfahrten, Wanderungen oder Ritten hatte ich oft genug die Worte vor mich hingefungen:

„Wenn Dich die Stürme des Lebens bedrängen  
sinke Dir nimmer der wagende Mut;  
lache des Sturmes. Es wiegen die Möven  
auch sich dahin auf türmender Flut.“

und jene anderen:

„Größer als der Helfer ist die Not ja nicht!“

Auch in meinem Fall sollte sich dies Wort bewahrheiten. Wie vertraut wurden mir damals Goethe's Offenbarungen der bittersten Seelennot in seinem Tasso, in der „Harzreise im Winter“. Aber auch sein Jubel in „Wanderers Sturmlied“. Wie oft las ich das alles meinen Biebersteinern in der Kapelle vor. Mochte mir in diesen Zeiten auch viel genommen, mochten Schüler, Lehrer, „Freunde“ von mir gewichen sein, der Mut war mir doch geblieben. Ich ließ die Feinde zetern und Reklame machen soviel sie wollten, beschränkte mich weiterhin streng und unermülich auf sachliche Arbeit. Gewonnene Erfahrungen machte ich mir zu Nuze. Sah mir die Menschen zunächst möglichst genau an, bevor ich mich mit ihnen einließ. Und sowie ich die erste üble Erfahrung mit ihrem Charakter machte, schüttelte ich sie schnell von mir ab. Echte Liebe, hingebende, tüchtige Freunde und Helfer fand ich nun. Die Zeiten kamen, in denen auch meine Schüler meinem Werk Schirmer und Förderer wurden. Nach stürmischen, trüben Jahren folgten helle, sonnige.

Post nubila phoebus.

„Alle Dinge müssen denen, die Gott lieben, zum Besten dienen“. Dies Wort Paulus' hab ich immer für wahr gehalten. Hatte es sich auch diesmal bewahrheitet? Gewiß!

Sene Zeiten bedeuteten die Prüfung und Läuterung meines Werkes, seine erste Feuerprobe, Rückschläge übergroßer Sorglosigkeit, blinden Vertrauens auf Menschen und eines stürmischen Vorwärtsdrängens. Vorsicht und Abwarten haben auch ihr Gutes. Diese Eigenschaften mußten gelernt werden. Das Wachsen an Erfahrung und „Weisheit“ kommt in Mannesjahren meist teuer zu stehen. Mit Pestalozzi und gar manchem anderen, deren Bedeutung mich weit überragte, konnte ich mich trösten. War's ihnen denn besser ergangen? Wenn man



inmitten schwerer, ernstester Erfahrungen echte „Offenbarung“ liest, z. B. die Evangelien, die philosophischen Gedichte Schillers, Novalis' oder Hölderlins, dann kommt es einem vor, als habe man dies alles bisher nur halb verstanden. Wie Schuppen fällt's von den Augen, alle jene Geheimnisse werden einem offenbart. Solches hatte ich zum ersten Male nach den Niederlöpnizer Erlebnissen erfahren. In weit stärkerem Maße aber jetzt. Kann diese innere Bereicherung zu teuer erkauft werden? Trifft es nicht zu, was Jesus im „Gleichnis von der Perle“ von ihr sagt?

Und noch ein Gutes haben ernste, gefährvolle Zeiten. In ihnen werden echte und unechte Freunde erkannt.